

Nummer 16

Frühling 2026

6. Jahr

DIE SICHEL

LITERATUR & DEBATTE

Indianer?

Christian Feest

Die »Indianerfrage«

Reinhard Mandl

Bei den Indianern Nordamerikas

Redaktion: Walter Famler

NACHDRUCK GEBOTEN

Preis dieser Nummer 50 Cent = 700 Groschen

ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

ALTE SCHMIEDE WIEN

1. Schönlaterngasse 9 Tel. 512 83 29

Verlag Hirnkost

Klaus Farin, Gabriele Haefs (Hrsg.)

WINNETOU

Karl May in kritischen Zeiten

Einst stand Karl May für Freiheit, Pazifismus und Antikolonialismus. May erweckte in Millionen jugendlicher Leser:innen Bewunderung und Repekt für die Indigenen Völker und Kulturen Nordamerikas. Winnetou, der edle Häuptling der Apachen, ist eine der positivsten Figuren der Weltliteratur. Und heute soll derselbe Winnetou die Verherrlichung kolonialistischer Fremdbestimmung und Identitätsdiebstahl symbolisieren?

Mit Beiträgen von Karl May, Klaus Farin, Christian Feest, Andreas Brenne, Johannes Zeilinger, Gunnar Sperveslage und Gabriele Haefs.

bahoe books

Marbel Sandoval Ordóñez

AN EINEM SEITENARM DES RÍO MAGDALENA

Aus dem kolumbianischen Spanisch
von Erich Hackl

Ein Roman aus Kolumbien, über eine zarte, innige Mädchenfreundschaft, über das allmähliche Erwachen politischen Bewusstseins und über ein Massaker auf einer Finca am Río Magdalena. Dazu der Alltag in einer Stadt, Barrancabermeja, der vom Erdöl und vom Kampf ums Überleben bestimmt wird. An einem Seitenarm des Río Magdalena spielt in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, aber das ist nur daran zu merken, dass Handys und Computer keine Rolle spielen. Denn das, was Paulina, eines der beiden halbwüchsigen Mädchen, berichtet und erleidet, bestimmt immer noch das Leben der Campesinos in einem der schönsten und grausamsten Länder Lateinamerikas.

VORSPANN

Indianerrechte stehen nicht zum Verkauf

Indianer, der
Wortart: Substantiv, maskulin
Gebrauch: diskriminierend
Duden

Schön war sie, die Prärie. Alles war wunderbar.
Da kam an, weißer Mann, wollte bau'n Eisenbahn!

Da sprach der alte Häuptling der Indianer:
»Wild ist der Westen, schwer ist der Beruf! Uff!«

Böse geht er nach Haus und er gräbt Kriegsbeil aus.
Seine Frau nimmt ihm keck Kriegsbeil und Lasso weg.

Häuptling schrie ziemlich laut, fuhr fast aus roter Haut.
Seine Frau nahm sich Pfeil, stach ihn ins Hinterteil.

Eisenbahn spuckte Dampf. Häuptling kam, wollte Kampf!
Weißer Mann sprach: »Komm her! Du bist gleich Kondukteur!«

Peter Wehle

Indianerhof heißt eine Wohnhausanlage des Roten Wiens, in deren Eingangsbereich eine Indianerskulptur mit Tomahawk prangt. So manchem wird auch noch ein Wahlplakat der SPÖ aus dem Jahr 1983 in Erinnerung sein, das Bruno Kreisky mit Federschmuck und Friedenspfeife als Indianerhäuptling zeigt. In Zeiten, in denen sich Kulturlinke auf woke Kriegspfade verirren, wären die Benennung eines Gemeindebaus als Indianerhof und ein sozialdemokratischer Spitzenpolitiker als Indianerhäuptling wohl ein Ding der Unmöglichkeit.

Bezeichnet man in einem Nachruf auf einen Genossen, dies in einer alternativen Boulevardzeitung, als Stadtindianer, so führt das – der Redakteur der *Sichel* spricht aus Erfahrung, Indianerehrenwort! – zu einem Redaktions-

powwow und den Autor an den diskursiven Marterpfahl. Zur Erinnerung und sogar Wikipedia weiß es noch: Die Stadtindianer (italienisch *indiani metropolitani*) waren einmal ein Teil der linksradikalen Bewegung, speziell der Studentenbewegung von 1977, der auch auf die deutsche Sponti-Szene ausgestrahlt hat. Gründungsdokument der Stadtindianer von Rom war ihr Manifest, das am 1. März 1977 in der Zeitung *Lotta Continua* veröffentlicht wurde: »Lange haben wir um den Totem unseres lichten Wahnsinns getanzt (...) Die Zeit der Sonne und der tausend Farben ist angebrochen. Es ist die Zeit, dass das Volk der Menschen in die grünen Täler hinabsteigt, um sich die Welt zurückzuholen, die ihm gehört. Die Truppen der Bleichgesichter mit ihren blauen Jacken haben all das zerstört, was einst Leben war, sie haben mit Stahl und Beton den Atem der Natur erstickt. Sie haben eine Wüste des Todes geschaffen und haben sie ›Fortschritt‹ genannt.«

In seiner Einführung zum Band *Winnetou. Karl May in kritischen Zeiten* schreibt Klaus Farin: »Auf dem Wahlparteitag der Berliner Grünen 2021 soll die Spitzenkandidatin menschlich präsentiert werden und wird von der Moderatorin nach ihren früheren Berufswünschen gefragt. Ihre Antwort: als Kind wäre sie gern Indianerhäuptling geworden. Sofort erhebt sich jedoch in der grünen Community ein missbilligendes Raunen. Bettina Jarasch solle sich für den Gebrauch dieser ›diskriminierenden kolonialistischen Fremdbezeichnung‹ entschuldigen, wird von diversen indigenen Deutschen gefordert. Zwei Stunden später offenbart die Spitzenpolitikerin der Grünen nicht nur ihre hohe persönliche Bereitschaft zum Opportunismus, sondern auch den autoritären Charakter großer Teile der Grünen-Mitglieder: Sie entschuldigt sich für die Träume ihrer Kindheit, verurteilt ihre ›unreflektierte Wortwahl und unreflektierten Kindheitserinnerungen, die andere verletzen könnten‹. In der *YouTube*-Aufzeichnung ihres Interviews wird der inkriminierte Satz gelöscht.«

Wunsch, Indianer zu werden

Wenn man doch ein Indianer wäre, gleich bereit, und auf dem rennenden Pferde, schief in der Luft, immer wieder kurz erzitterte über dem zitternden Boden, bis man die Sporen ließ, denn es gab keine Sporen, bis man die Zügel

wegwarf, denn es gab keine Zügel, und kaum das Land vor sich als glatt gemähte Heide sah, schon ohne Pferdehals und Pferdekopf.

Franz Kafka

»Der Wunsch, Indianer zu sein«, schreibt der Ethnologe und Indianerexperte Christian Feest in *Winnetou*, »wird nicht nur auf brillante Weise in einem kurzen Text von Franz Kafka ausgedrückt, er spiegelt sich auch im Verlangen europäischer Frauen wider, einen indianischen Mann zu heiraten – ganz im Gegensatz zur Situation im tatsächlichen Prozess der Kolonisierung, wo sich weiße Männer gelegentlich indianische Frauen nahmen. Abgesehen von einer Anzahl prominenter Fälle solcher Ehen sei auf die Beobachtung eines Kollegen an einem kanadischen Museum verwiesen, bei dem sich jeden Sommer zahlreiche deutsche Frauen erkundigen, wo man hier einen indianischen Mann heiraten könne.«

Der Wiener Fotograf Reinhard Mandl hat in den 1980er- und 90er-Jahren Indianerstämme Nordamerikas dokumentiert. Mandl möchte sein umfassendes Archiv, in das wir mit dem Fotoessay in dieser *Sichel* Einblick geben, als Schenkung einer einschlägigen Sammlung übergeben. Gewokte Jungkuratoren verhalten sich distanziert. Alter weißer Mann mit diskriminierendem kolonialem Fremdblick, Identitätsdiebstahl mittels Auslösens des Verschlusses der Kamera? Christian Feest, früherer Direktor des Wiener Völkerkundemuseums und emeritierter Professor für Ethnologie, Kenner von Mandls Fotoarbeiten durch langjährige Zusammenarbeit (zuletzt *Sitting Bull und seine Welt*, Ausstellung und Katalog Museum für Völkerkunde Wien 2009/2010), bringt in seinem für dieses Heft exklusiv zur Verfügung gestellten Essay die Indianerfrage begrifflich auf den Punkt.

Walter Famler

Die »Indianerfrage«

von Christian Feest

Sind Namen Schall und Rauch? Die Geschichte der Bezeichnungen für die Völker Nordamerikas gibt auf diese Frage eine doppeldeutige Antwort: Einerseits belegt der historische Befund die Veränderlichkeit der auf diese Völker insgesamt und im Einzelnen angewandten Namen; andererseits macht er deutlich, dass Namen einen sehr empfindlichen Bereich im ethnischen Selbst- und Fremdbewusstseins darstellen.

Die populäre Bezeichnung »Indianer« für die ursprünglichen Bewohner der Neuen Welt geht bekanntermaßen auf die Irrmeinung des Kolumbus zurück, er habe auf dem westlichen Seeweg bislang unbekannte, Indien vorgelagerte Inseln erreicht. Sie verkörpert aber auch ein Konzept des europäischen Kolonialismus, durch welches die Vielfalt der amerikanischen Völkerwelt an einen weniger differenzierten Umgang mit diesen Völkern angepasst und auf »das Andere« reduziert wurde. Für die indigenen Völker selbst, die voneinander teilweise unterschiedlicher waren, als sich manche von ihnen von den europäischen Kolonisten unterschieden, gab es ursprünglich kein Konzept einer gemeinsamen »indianischen« Identität.

In der westlichen Welt hat sich dieses koloniale Konzept von »den Indianern« außerhalb eines politischen Zusammenhangs vor allem in der populären Literatur und Vorstellungswelt (»ein Indianer kennt keinen Schmerz«), aber auch in visuellen Medien hartnäckig festgesetzt. Seit dem 16. Jahrhundert ist es zur Projektionsfläche eigener Wünsche und Ängste geworden und muss nicht durch his-



torische oder ethnografische Fakten belegt werden, auch wenn es sich ihrer in seiner Ausgestaltung selektiv bedient. Insofern ist die Bezeichnung »Indianer« für diese imaginäre Bevölkerung zur besseren Unterscheidung von der Vielfalt indigener Gesellschaften des amerikanischen Doppelkontinents eigentlich die einzig korrekte. Ein Problem entsteht freilich immer dann, wenn die literarische Figur mit dem Stereotyp einer heterogenen Gruppe von Populationen verwechselt wird.

Ansätze zu einer »panindianischen« Identität gehen auf die (nicht immer eindeutige) Erfahrung eines gemeinsamen Schicksals unter kolonialer Herrschaft zurück und treten ab dem 18. und 19. Jahrhundert vor allem als politische Zielvorstellungen indigener Strategien (wie dem Ottawa Pontiac oder dem Shawnee Tecumseh) auf, sind aber nur langsam, sehr viel später und keineswegs durchgehend Wirklichkeit geworden. Die Einrichtung von Internatsschulen außerhalb der traditionellen Wohngebiete der betroffenen Völker ab dem späten 19. Jahrhundert förderte diesen Prozess ebenso, wie der steigende Besuchsverkehr zwischen den Reservationen und die zunehmende Verstädterung der indigenen Bevölkerungen nach dem 2. Weltkrieg. Trotz dieser Entwicklung muss festgehalten werden, dass auch heute eine solche »indianische« Identität in der Mehrzahl der Fälle nur zusätzlich zu einer enger gefassten »Stammes«-Identität vorkommt.

Die heutige deutsche Bezeichnung »Indianer« ist zwar etwas weniger problematisch als das englische »Indians« oder das französische »Indiens«, weil immerhin die Bewohner Amerikas von jenen Indiens problemlos unterschieden werden können; bis weit ins 19. Jahrhundert hinein wurden allerdings die Benennungen »Indier« und »Indianer« synonym oder sogar im Gegensatz zur heutigen Be-

deutung gebraucht. Die Differenzierung im Deutschen beschränkt sich häufig auf eine Unterscheidung der »Indianer« von den »Eskimos«, die freilich ebenso willkürlich ist, wie ein manchmal versuchter Gegensatz von (nordamerikanischen) »Indianern« zu (lateinamerikanischen) »Indios«.

Die betroffenen Bevölkerungen, vor allem auf den Reservationen, verwenden die englische Bezeichnung »Indians« mittlerweile vielfach als Synonym für die eigene Volksbezeichnung. Ein Lakota, der »wir Indianer« sagt, meint damit zumeist »wir Lakota«. Auf das Aufkommen einer politischen »Indianer-Bewegung« in den USA in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts geht die Bezeichnung »Native Americans« zurück, in der das Erstlingsrecht dieser Völker ebenso betont wird, wie in der etwas später in Kanada geprägten Bezeichnung »First Nations« (deren großer Nachteil darin besteht, dass sie keine vernünftige Adjektivbildung zulässt); mittlerweile hat diese Umbezeichnungswelle in die lange Zeit verpönte Richtung »Eingeborene« auch Lateinamerika erfasst, wo man heute generell von »Indigenas« spricht. Der Protestcharakter der Selbstbenennung mit einst negativ besetzten Ausdrücken (ähnlich der heute schon wieder unmodernen Bezeichnung »Schwarze« für »Afrikanische Amerikaner«) wird durch die Bereitschaft der Mehrheitsgesellschaft zur politisch korrekten Übernahme dieser Bezeichnungen zunichte gemacht und führt daher auch zu stets neuen Selbstbezeichnungen. Dem in den siebziger Jahren populären Führer des militanten American Indian Movement Russell Means blieb es vorbehalten, selbst die Bezeichnung »Indians« mit der historisch und sprachlich mehr als fragwürdigen Behauptung zu rehabilitieren, Kolumbus habe die ersten Amerikaner »Indios« genannt, weil sie im Einklang mit Gott und der Schöpfung (»in dios«) lebten.

Die Zweideutigkeit von »Indians« bzw. »Indiens« im Englischen und Französischen hat auch zur Wortschöpfung »Amerinds« (durch W. McGee und J. W. Powell 1899) als »wissenschaftlicher« Bezeichnung geführt, die zwar auf weitgehende Ablehnung gestoßen ist, vor allem in Randgebieten der Ethnologie gerade in jüngerer Zeit aber immer häufiger (vor allem in der Form »Amerindians«/»Amerindiens«) angewandt wird.

Alle nicht-deskriptiven Sammelbezeichnungen für »die« indigenen Völker Amerikas oder Nordamerikas legen letztlich eine Gemeinsamkeit nahe, die über die Tatsache der gemeinsamen Anwesenheit auf dem amerikanischen Kontinent zum Zeitpunkt seiner Eroberung durch Europa hinausgeht. Die Wirklichkeit zeigt trotz unleugbarer Beziehungen und Ähnlichkeiten zwischen diesen Völkern in unterschiedlichen räumlichen Zusammenhängen ein deutliches Übergewicht der sprachlichen, kulturellen und historischen Verschiedenheiten, das einen Verzicht auf derartige Sammelbezeichnungen erfordert. Ich habe daher seit längerer Zeit bewusst die Bezeichnung »Indianer« (und ihre Synonyme) außerhalb jener begrenzten Anwendungsbereiche, in denen es entweder um »panindianische« Identität und Wirklichkeit oder die westliche Imagination geht, vermieden. Nach Möglichkeit werden die einzelnen Völker mit ihrem spezifischen Namen (und ohne den überflüssigen Zusatz »Indianer«) angesprochen. Bei Notwendigkeit einer pauschalen Benennung der Bevölkerungen kann man, in Anlehnung an »Native Americans«, von »eingeborenen« oder »indigenen« Völkern Nordamerikas sprechen (wobei gegen »eingeboren« historische Berührungängste bestehen).

Im Gegensatz zu einer Pauschalbezeichnung für alle eingeborenen Völker Nordamerikas gab es natürlich bereits in voreuropäischer

Zeit Bezeichnungen für die einzelnen Völker. Hier stellt nicht der Mangel einer gemeinsamen Bezeichnung das Problem dar, sondern der (weltweite) Unterschied von Selbst- und Fremdbezeichnungen, wobei zu den indigenen Fremdbezeichnungen noch jene hinzukamen, die von den Europäern und Euroamerikanern geprägt wurden. In der Entstehungszeit der Ethnologie als Wissenschaft wurde dem Benennungsproblem relativ wenig Bedeutung beigemessen, weshalb die mittlerweile in der Literatur eingeführten Stammesnamen oft zufällig aus dem Topf der verfügbaren Bezeichnungen geschöpft wurden. Viele dieser Namen waren ursprünglich (nicht immer freundliche) indigene Fremdbezeichnungen, manche von ihnen sind aber seither sekundär zu Selbstbezeichnungen geworden. Die in den letzten drei Jahrzehnten verstärkt bemerkbare Rückbesinnung auf Selbstbezeichnungen (deren überwiegende Bedeutung »Menschen« oder »wirkliche Menschen« einem universellen Ethnozentrismus entspringt) ist als Teil eines intellektuellen Entkolonialisierungsprozesses verständlich, in der gewachsenen Wissenschaftspraxis aber nicht immer sinnvoll anwendbar.

Viele Athapaskisch-sprechende Völker auch unterschiedlicher Kultur und soziopolitischer Zugehörigkeit bezeichnen sich etwa mit sprachverwandten Formen des Worts »Dené«. Eine Übernahme dieser Termini anstelle der bislang üblichen Stammesnamen (wie »Navajo«, »Yellowknife« oder »Chipewyan«) erschwert die Unterscheidbarkeit. Dazu kommt, dass die Athapasken des Mackenzie-Distrikts der kanadischen Northwest Territories sich als »Dene Nation« politisch zusammengeschlossen haben, während ihre Verwandten und Nachbarn in Alaska und British Columbia zwar ähnliche Selbstbezeichnungen haben, aber nicht Teil derselben modernen politischen Einheit sind.

Etwas irreführend ist die Bezeichnung »Inuit« als pauschale Benennung der »Eskimo« (was übrigens nicht, wie allgemein zu lesen, »Rohfleischesser« bedeutet, sondern wahrscheinlich »Schneeschuhnetzer«, und sich eigentlich gar nicht auf die Eskimo bezog, sondern ihre Algonquinisch-sprechenden Nachbarn). Als Selbstbezeichnung wird »Inuit« von den Eskimos der östlichen und zentralen Arktis verwendet, während sich ihre Verwandten in der westlichen Arktis »Yuit«, »Yupik«, »Sugpiaq«, »Iñupiat« und »Inuvialuit« nennen. So ist als Sammelbezeichnung »Eskimo« jedenfalls vorzuziehen, auch wenn die pan-eskimoische politische Bewegung sich unter kanadischem Einfluss als »Inuit Circumpolar Conference« bezeichnet.

Ähnlich wie die Sammelbezeichnungen unterliegen auch die Selbstbezeichnungen einzelner Völker relativ deutlichen (und der Eindeutigkeit nicht immer dienlichen) Veränderungen. Die Mowachaht an der Westküste von Vancouver Island, die von James Cook 1778 als erstem Europäer ausführlich besucht wurden, erhielten aufgrund eines Missverständnisses den Namen »Nootka«, der später auf deren sprach- und kulturverwandte, aber politisch unabhängige Nachbarn ausgeweitet wurde. In der Ethnologie bezeichnet »Nootka« die nördlichen und zentralen Sprecher dieser Sprache (die südlichen werden als »Makah« geführt), wobei hinter dem gemeinsamen Namen die Idee einer relativ einheitlichen Kultur steht. Bereits im späten 19. Jahrhundert führte aber die Erkenntnis der politischen Unabhängigkeit der einzelnen Gruppen zur neuen Bezeichnung »Aht«-Stämme, die auf die Nachsilbe -aht (»Leute von ...«; vgl. Mowachaht) zurückgeht, die sich aber nicht allgemein durchsetzen konnte. 1958 wurde die offizielle Bezeichnung der Gruppen in »West Coast« geändert. Wohl, weil dies zu wenig

»indigen« klang, änderte man 1978 die Bezeichnung abermals und diesmal auf »Nuu-chah-nulth« (»entlang der Berge«). Freilich ist der Terminus als Gruppenbezeichnung von der sprachlichen Form her inkorrekt, was damit zusammenhängen mag, dass die Sprache nur noch von weniger als 5% der Bevölkerung aktiv verwendet wird. Überdies ist zu bedenken, dass es 1778 weder in einem politischen Sinn, noch als Selbstbezeichnung »Nuu-chah-nulth« gegeben hat. Selbst eine heute angemessene Bezeichnung ist nicht unbedingt für vergangene Epochen zutreffend.

Die nördlichen und östlichen Nachbarn der Nootka spielen in der ethnologischen Literatur unter dem Namen »Kwakiutl« (abgeleitet von der Bezeichnung für eine Lokalgruppe) eine wichtige Rolle. Hier bestand der erste Schritt in der »Indigenisierung« der Schreibweise zu »Kwagiulth«, was aber langfristig den Unmut jener Kwakiutl erregte, die nicht im engeren Sinn »Kwagiulth« waren. Die heute gängige Selbstbezeichnung »Kwakwaka'wakw« (»Sprecher von Kwakwala«, der gemeinsamen Sprache der Kwakiutl) übernimmt letztlich die ursprüngliche ethnologische Klassifikation ehemals unabhängiger Gruppen und versieht sie nur mit einem neuen Namen.

Auch wenn die heute gebrauchten Selbstbezeichnungen keiner historischen Wirklichkeit entsprechen und übrigens auch keineswegs von der gesamten Gruppe gebraucht werden, so ist ihre Kenntnis (und auch die ihrer Veränderungen) für die Ethnologie natürlich wichtig. Daraus folgt freilich keineswegs die Notwendigkeit oder Nützlichkeit ihres Gebrauchs als wissenschaftliche oder selbst umgangssprachliche Bezeichnung. Selbstverständlich ist die Ethnologie nicht daran interessiert, offensichtlich abwertende Fremdbezeichnungen (wie etwa »Diggers« für die Sammlervölker des in-

termontanen Beckens) durch das Siegel der Wissenschaft zu legitimieren; andererseits ist in der Mehrzahl der Fälle die etymologische Bedeutung solcher ehemaliger Schimpfbezeichnungen heute nicht mehr aktiv (z.B. wird »Mohawk«, abgeleitet vom Narragansett-Wort für »Menschenfresser«, heute problemlos von den anglophonen Mohawk neben der Selbstbezeichnung »Kanien'kehá:ka« selbst gebraucht).

Selbst dort, wo einigermaßen Einigkeit über die passende Bezeichnung besteht, stellt sich die Frage der korrekten Schreibweise. Besonders krass ist der Fall der Leute, die sich selbst »Anishinabek« (aniššina:pe:k) nennen. Sie werden in Kanada zumeist Ojibwa (und so wird generell ihre Sprache bezeichnet), in den USA aber Chippewa genannt; Ausnahmen bilden jene nordwestlichen Gruppen in Kanada, die unter dem Namen Saulteaux laufen, während man im Staat Minnesota auf der Schreibweise Ojibway (oder neuerdings Ojibwe) beharrt. (Zu diesen offiziellen Bezeichnungen treten noch etliche allgemein übliche Varianten). Im konkreten Fall sind alle genannten Schreibweisen im jeweiligen Bedeutungszusammenhang korrekt. (Ähnlich heißen die Blackfoot nur in Kanada so, während sie in den USA zu »Blackfeet« geworden sind.)

Eine etwas andere Problematik zeigt das Beispiel der Dakota, die von ihren Chippewa-Nachbarn als na:towe:ssiwak, »Sprecher einer unverständlichen Sprache«, bezeichnet wurden. Aus der frankophonen Umschrift »Nadoüeissioüak« wurde schließlich »Sioux« (deutsche Aussprache: »Suh«), das in der Folge auch auf Sprecher von mit dem Dakota verwandten Sprachen und Dialekten angewandt wurde. Die frühe Wissenschaftspraxis bestand in der weitgehenden Reservierung von »Sioux« für die ganze Sprachfamilie oder als Überbegriff für die Kultur verschiedener Sioux-Sprecher,

während »Dakota« auf die Einzelsprache (mit den Dialekten Dakota, Nakota und Lakota) und -kultur (wobei allerdings hier die Unterschiede etwa zwischen Dakota und Lakota bedeutender waren, als in der Sprache) angewandt wurde. Die größere kulturelle Vitalität der Lakota hat in den letzten Jahrzehnten dazu geführt, dass man generell die Lakota als solche und nicht mehr als »Dakota« bezeichnet, während die Dakota nun gelegentlich mit dem Namen »Lakota« leben müssen.

Relativ unproblematisch sind Fälle, wie jener der Navajo, die seit ihrem Kontakt mit anglophonen Amerikanern als »Navaho« bezeichnet wurden, deren älteste Erwähnung in spanischen Dokumenten aber unter der Schreibweise »Navajo« erfolgte. Der Navajo-Stammesrat hat sich 1969 auf die ältere Schreibweise festgelegt und die Ethnologie ist ihm darin lückenlos gefolgt.

Letztlich ist hier noch kurz auf die zum Glück fehlgeschlagenen Versuche einzugehen, indigene Stammesbezeichnungen durch Übersetzung oder Schreibassimilation einzudeutschen. Wirklich zu deutschen Worten (und vom Duden akzeptiert) sind eigentlich nur die über die Lederstrumpferzählungen Coopers und ihre Übersetzungen eingeführten Irokesen (statt Iroquois), Huronen (statt Huron) und Mohikaner (»Mohicans« bei Cooper, in Wirklichkeit »Mohegan« und nicht zu verwechseln mit den »Mahican«). Selbst bei Winnetous Apachen verweigert das Wörterbuch durchaus richtigerweise die Version »Apatschen«. Die vom Duden akzeptierten »Komantschen« (Comanche) sind nach diesem Maßstab inkonsequent und abzulehnen, selbst wenn die Comanche als einziges eingeborenes Volk Nordamerikas einen Vertrag mit einer deutschen Siedlungskolonie in Texas unterschrieben haben. Krampfhafte Germanisierungen wie »Krih« (Cree), »Tscherokesen« (Cherokee)

und selbst »Schwarzfüße« (Blackfeet) sind nicht allein außer Mode geraten, sie erschweren letztlich auch die Benutzung der überwiegend englischsprachigen Literatur zum Thema.

Eng verbunden mit der »Indianerfrage« ist die der Angemessenheit der Bezeichnungen »Volk«, »Stamm« und »Nation«. Auch diese Begriffe bedürfen einer kurzen Erläuterung. So wie andere Wörter, hat das Wort »Volk« eine wechselhafte und belastete Geschichte hinter sich. Aus diesem Grund hat die Ethnologie auf der Suche nach einer Alternative das nur mit Mühe aus der Antike hergeleitete Wort »Ethnos« (neudeutsch auch »Ethnie«) erfunden, dessen allgemeine Anerkennung vor allem als Hauptwort zu wünschen übriglässt. In seiner schwammigen Bedeutung entspricht »Ethnos« jener von »Volk« im Sinne einer historisch gewachsenen und sich verändernden Gemeinschaft, die ihr Zusammengehörigkeitsbewusstsein auf unterschiedliche und auch wechselnde Weise (z.B. durch gemeinsamen Namen, gemeinsame Sprache, gemeinsame kulturelle Formen historische Schicksalsgemeinschaft) dokumentiert. (Dass die »Ethnologie« sich erst mühsam aus ihrer Vergangenheit als »Völkerkunde« ablösen musste, bevor sie, nachdem auch »Ethnos« in Verruf geraten war, zur »Kultur- und Sozialanthropologie« mutierte, zeigt, dass das Bezeichnungsproblem nicht auf die »Indianer« beschränkt ist.)

Das Wort »Stamm« sollte sich immer auf eine Form der gemeinsamen politischen Organisation beziehen, die dem »Volk« nicht notwendigerweise eigen ist. In einem engeren ethnologischen Sinn ist die Form dieser Organisation so spezifisch, dass nicht alle politischen Einheiten Nordamerikas als »Stämme« bezeichnet werden können. Andererseits ist das englische Wort für Stamm (»tribe«) ein Begriff, der im US-amerikanischen Rechtssystem auf fast alle

organisierten indigenen Gruppen (ebenso wie ihre Bezeichnung als »Indians«) angewandt wird. Das Wort Stamm wird daher bis auf weiteres in erster Linie im Zusammenhang mit der Stellung von indigenen Gruppen Nordamerikas im angloamerikanischen Rechtssystem und teilweise auch zur Qualifikation einer bestimmten politischen Organisationsform zu verwenden sein. Als Synonym für »indigenes Volk« ist »Stamm« ebenso ungeeignet, wie das Wort »Nation«, das in jüngerer Zeit von vielen indigenen Gruppen benutzt wird, weil man in der Bezeichnung »Stamm« einen diskriminierenden Hinweis auf die Ungleichheit gegenüber den kolonialen und postkolonialen »Nationen« zu erkennen glaubt. Dabei wäre lediglich ein Protest gegen eine in der Tat häufig angenommene Ungleichwertigkeit am Platz, während die Ungleichheit selbst nicht nur besteht, sondern auch in den historischen und kulturellen Prozessen des letzten halben Jahrtausends eine wichtige Rolle gespielt hat. Jedenfalls wäre das Wort »Nation« nur entweder als Teil von Selbstbezeichnungen zitiert (z.B.: »Cherokee Nation«, »Navajo Nation«) oder in einem politischen Sinn auf die Bevölkerungen von Nationalstaaten zu verwenden.

Bei den Indianern Nordamerikas

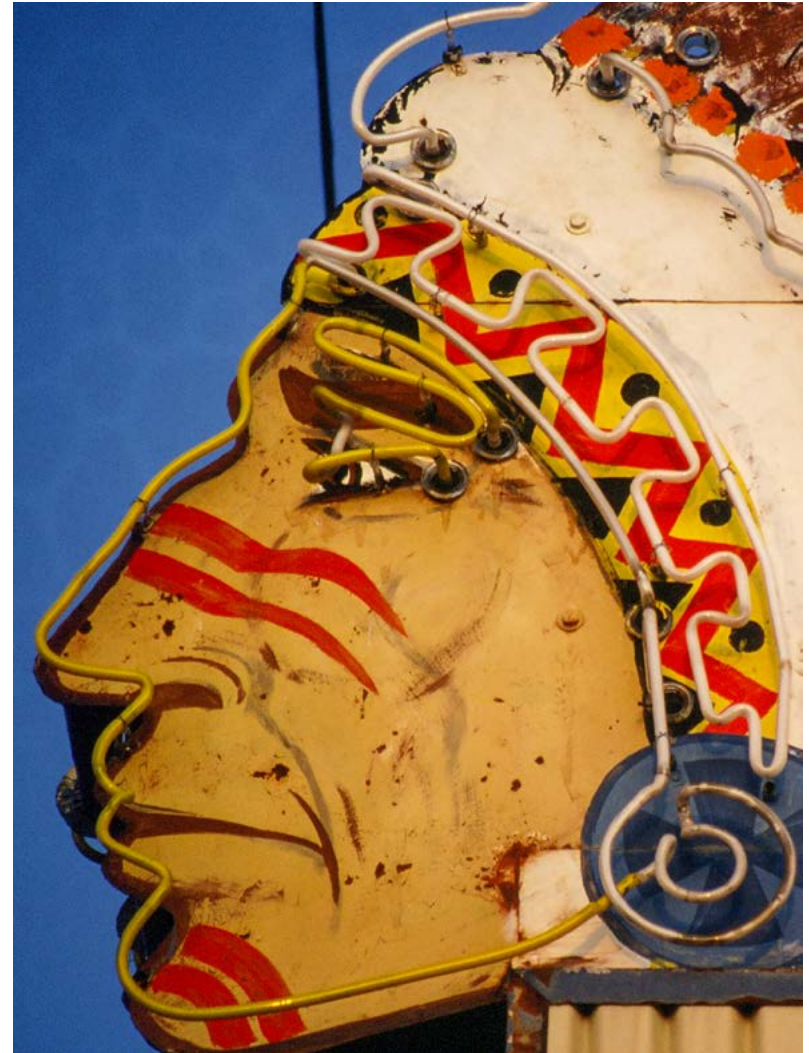
Von Reinhard Mandl

Ein Fotoessay

New York City im Juni 1987; ich bin auf dem Weg in die Pine Ridge Reservation – den ersten Indianer sehe ich schon in Manhattan. »Nur Plastik-Indianer sehen so aus, wie ich mir ›echte‹ Indianer immer vorgestellt habe«, notiere ich in mein Tagebuch.

Doch ich irre gewaltig, denn ›echte‹ Indianer treffe ich auf dem langen Weg nach South Dakota nicht nur aus Plastik. Die Indianer – hat es nie gegeben. »Die Vielfalt der Kulturen des indianischen Nordamerika geht weit über die populäre Vorstellung vom ›Indianer‹ hinaus. Die Bisonjäger und berittenen Reiterkrieger der großen Steppenlandschaften mit ihren wehenden Federhauben sind nur ein kleiner Teil einer faszinierenden Völkerwelt, die sich zwischen dem Eis der Arktis und den Bergländern des nördlichen Mexiko entwickelte«, schreibt Christian Feest in seinem Buch *Kulturen der nordamerikanischen Indianer*.

Hier beginnt Pine Ridge. Keine Visapflicht, keine Passkontrolle, doch wer an diese Grenze gelangt, sollte sich fragen: Was will ich eigentlich hier? Wenn's Karl May war, der sie herlockte – drehen sie wieder um! Ihr romantisches Indianerbild wird ihnen ewig dankbar dafür sein.



Motel-Schild, New Mexico, 1987

Die Indianer hat es früher nie gegeben, aber heute gibt es sie: nicht im kulturellen Sinne; aber sozial und wirtschaftlich leben die meisten Native Americans in ähnlich schwierigen Verhältnissen wie die Nachkommen des einst so mächtigen Sioux-Volkes.

Mit der Beinahe-Ausrottung des Bisons verschwand die einstige Lebensgrundlage der Sioux. Reservationsindianer haben Anspruch auf kostenlose Schulausbildung, Gesundheitsbetreuung, Sozialhilfe und Behausung – als Entschädigung für den Verlust ihres Landes.

Alleine in den USA sind 1,7 Millionen Native Americans in über fünfhundert verschiedenen Stämmen registriert und somit berechtigt Behördendienstleistungen in Anspruch zu nehmen. Mehrere Milliarden Dollar gibt der Staat alljährlich für seine ›Indianer-Angelegenheiten‹ aus, aber ein Großteil des Geldes versickert irgendwo oder wird verschluckt von einer skandalös aufgeblasenen Bürokratie, auf die Indianer wenig Einfluss haben. Passiv und apathisch nehmen viele Oglala ihre totale Abhängigkeit von den Dienstleistungen der Weißen hin. Tradition hat seit dem Anbeginn ihres Reservationsdaseins nur mehr die Armut. Vom Aussterben sind sie jedoch nicht bedroht, ein Drittel aller Native Americans ist jünger als 18 Jahre.

Keine Gartenzwerg-Idylle umgibt die Reservationshäuser. Längst nicht mehr fahrtüchtige Autos müssen als Ersatzteillager erhalten – für den gerade noch fahrbaren Untersatz. Stammeseigene Nummernschilder – die neuen Brandzeichen der ehemaligen Reiternomaden.

Wegen der schlechten Infrastruktur sind Autos überlebenswichtig, denn die Lebensmittelmarken, die der weiße Vater aus Washington schickt, machen zwar fett, aber erst nachdem sie in weit entfernten Supermärkten gegen ›junk food‹ eingelöst wurden.



Powwow-Tänzerin, Crow-Fair, Montana, 1987



Powwow-Besucherin, Batesland, South Dakota, 1987

Pine Ridge zählt zu den ärmsten Gegenden der USA. Die Arbeitslosigkeit ist extrem hoch. Und die wenigen, die hier Arbeit finden, arbeiten für Regierungseinrichtungen. »Money can't buy everything« – ihre Verzweiflung konnte den Oglala bislang niemand abkaufen. Viele suchen Zuflucht bei Alkohol und Drogen. Die Kriminalitätsrate ist hoch, viele Ehen zerrüttet.

»Nur Jesus kann deine Sünden vergeben« – verschiedene Missionskirchen haben sich auf Pine Ridge angesiedelt und konkurrieren um die Rettung verlorener Seelen.

Größter Hoffnungsschimmer für die Lösung der Probleme ist eine Verbesserung der Schulausbildung. Seit den 1970er Jahren hat die Reservation ein eigenes College. Die Absolventen – vertraut gemacht mit den Erfordernissen der weißen Welt und eingebunden in das traditionelle Wertesystem der Oglala – eine Gratwanderung zwischen zwei Welten.

In den Black Hills liegt das spirituelle Zentrum der Lakota. Vertraglich garantiert wurde das Gebiet den Indianern 1868. Doch kurze Zeit später fand man Gold in den Black Hills und der Armee waren die Interessen weißer Goldgräber wichtiger als die Einhaltung eines Vertrages mit Indianern. In der Folge kam es zur berühmten Schlacht am Little Bighorn, in der die US-Armee unter General Custer ihre größte Niederlage in der Geschichte der Indianerkriege hinnehmen musste. Dennoch konnten die Sioux ihre Heiligen Berge nie zurückerobern. Bis in die Gegenwart beschäftigt der Streit um die Black Hills die amerikanischen Gerichte. Die Lakota wollen kein Geld als Entschädigung, sie wollen die Black Hills zurück, ihr unverkäufliches, spirituelles Zentrum.

Powwows sind pan-indianische Tanzfeste. Von Frühjahr bis Herbst finden quer über das Indianerland verstreut Dutzende große



Powwow-Tänzer, Oglala-Lakota-Powwow, South Dakota, 1987

und kleine Powwows statt. Sie werden von Indianern für Indianer veranstaltet und erfreuen sich bei Jung und Alt großer Beliebtheit.

Powwows sind ein willkommener Anlass das Gefühl, Indianer zu sein, positiv zum Ausdruck zu bringen. Und ›Bleichgesichter‹ werden nicht ausgeschlossen. Doch wer meint, Powwows sind bloß Touristenattraktionen, der irrt, wenngleich Powwow-Tänzer oft als Sujets für die Fremdenverkehrswerbung herhalten müssen.

Ein Ehrentanz anlässlich einer Namensgebungs-Zeremonie bei einem kleinen Powwow in Batesland. Ehrentänze sind weniger Tänze als vielmehr ein bedächtiges Dahinschreiten im Rhythmus der Trommelschläge. Die Trommel ist der Herzschlag eines Powwows. Ohne Trommel und Gesänge – keine Tänze!

Bei den traditionellen Lakota verfügen nicht diejenigen über hohes Ansehen, die viele Güter anhäufen, sondern jene Menschen, die viel an die Gemeinschaft verteilen. Geschenkverteilungs-Zeremonien – sogenannte ›Give-Aways‹ – werden noch heute bei Powwows durchgeführt.

Zigtausende Native Americans treten aufgrund der prekären Arbeitsmarktsituation auf ihren Reservationen in den Dienst der US Army. Weltkriegs- und Vietnam-Veteranen haben amerikanischen Nationalstolz mit nach Hause gebracht. Bei großen Powwows kommen mehrere hundert Tänzer aus allen Teilen Nordamerikas zusammen.

Mein nächster Besuch führt mich zu den Jicarilla-Apachen. 1887 wurden sie in die Reservation umgesiedelt. 100 Jahre später erinnern sie mit einer Parade an diesen markanten Wendepunkt in ihrer Geschichte.



Auf der Yomba-Reservation der Western Shoshone, Nevada, 1983

Die Zeit der berittenen Büffeljäger wird nie mehr wieder kommen – doch die Indianer Nordamerikas sind noch da. Im amerikanischen ›Schmelztiegel der Kulturen‹ haben sie viel von ihrer Eigenständigkeit bewahrt. Auch wenn ihre Bevölkerungszahlen wieder steigen – viele »Federn« mussten sie lassen; ihr Kampf um Landrechte und gegen die Ausbeutung der Bodenschätze auf ihrem Territorium geht weiter – in den Vereinigten Staaten von Amerika ebenso wie in Kanada.

Zwei Jahre später, im Dezember 1990: Bei Rekord-Tiefsttemperaturen bin ich auf dem Weg von Denver hinauf nach Süd-Dakota, zum ›Big Foot Memorial Ride‹. Die ›Schlacht von Wounded Knee‹ ist als ›Ende der Indianerkriege‹ in die Geschichte eingegangen, aber Wounded Knee 1890, das war keine Schlacht! Vielmehr ein brutales Abschachten von 200 wehrlosen Menschen – unter ihnen auch viele Frauen und Kinder.

100 Jahre nach dem Massaker von Wounded Knee haben sich mehrere hundert Reiterinnen und Reiter versammelt, um der Opfer dieses Massakers zu gedenken. Sie folgen jenem Pfad, auf dem einst Chief Big Foot unterwegs gewesen ist, als er mit seinen Leuten in die Hände der Kavallerie und in den Tod ritt.



Powwow-Tänzer, Taos Pueblo Powwow, New Mexico, 1987



Powwow-Tänzer aus Mexiko, Taos-Pueblo-Powwow, New Mexico, 1987



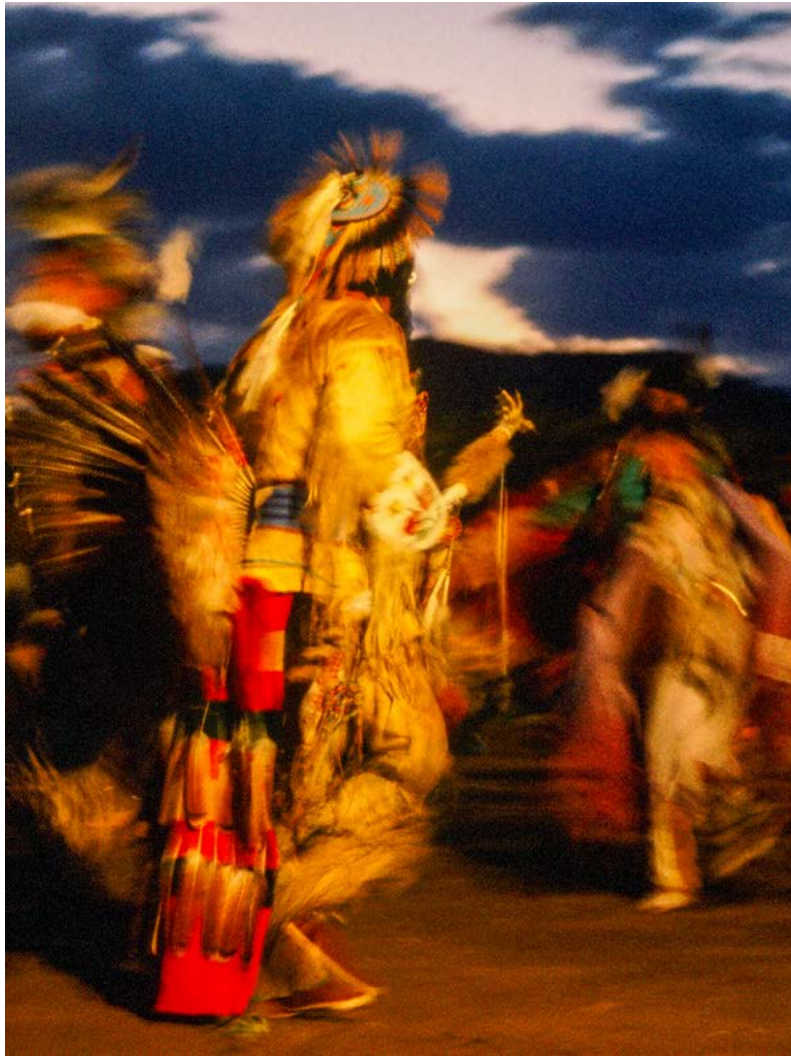
Powwow-Tänzerin, Cody, Wyoming, 1987



Oglala-Lakota-Mädchen, Pine Ridge, South Dakota, 1987



Oglala-Lakota-Führer Frank Fools-Crow, Kyle, South Dakota, 1987



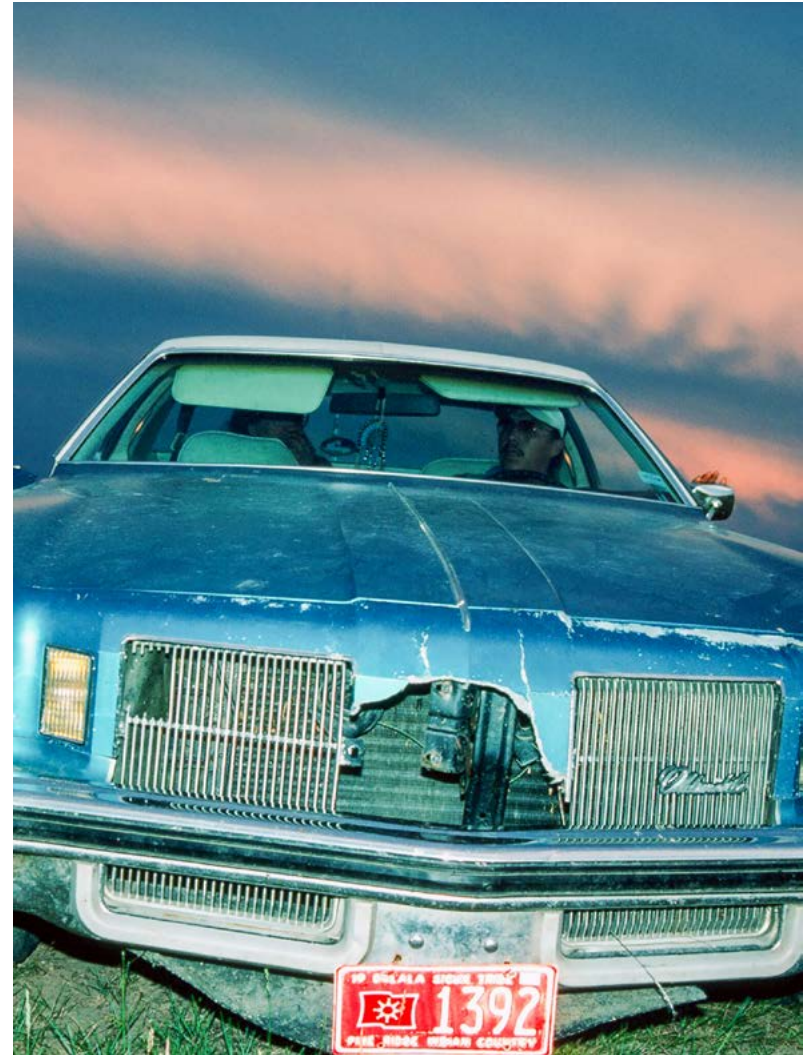
Powwow-Tänzer, Oglala-Lakota-Powwow, South Dakota, 1987



Give-Away-Zeremonie, Batesland, South Dakota, 1987



»Indianische Rechte sind unverkäuflich!« Pine Ridge, South Dakota, 1987



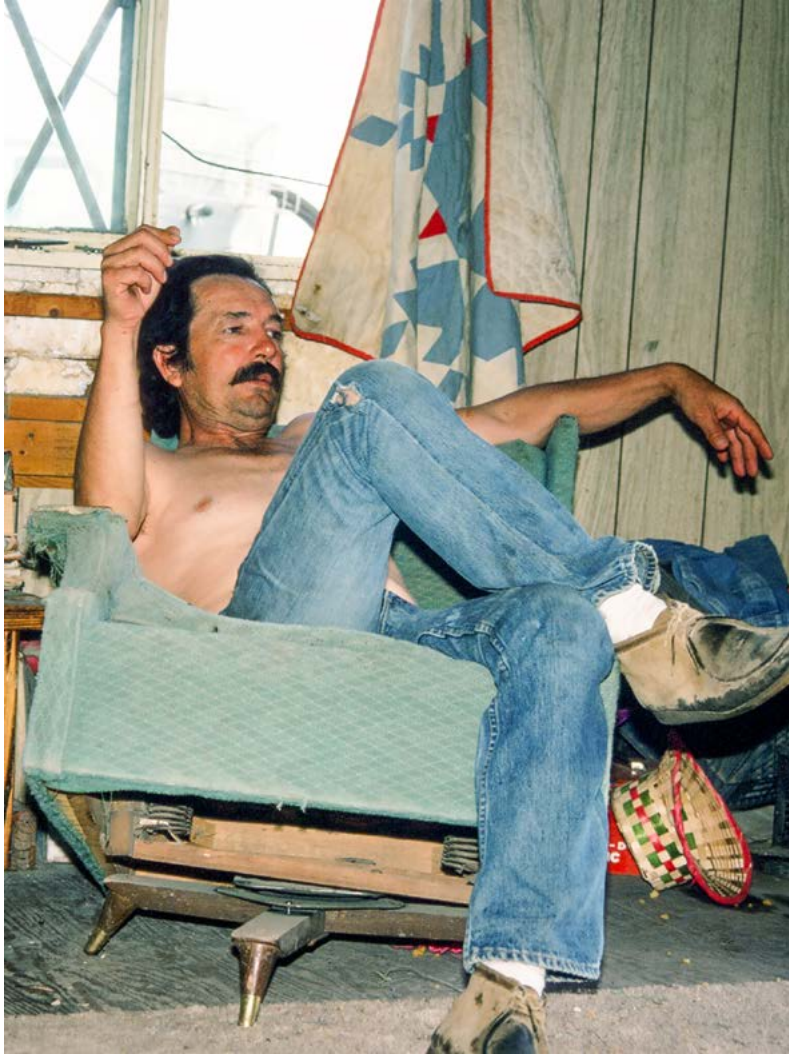
Nummernschild des Oglala-Sioux-Tribe, Pine Ridge, South Dakota, 1987



Schnappschuss in Pine Ridge, South Dakota, 1987



Navajo-Mädchen, Four Corners, Arizona, 1988



Reservationsleben, Pine Ridge, South Dakota, 1987



Reservationsleben, Pine Ridge, South Dakota, 1987



Powwow-Besucherin, Cody, Wyoming, 1987



Schnappschuss bei der Crow-Fair, Montana, 1987



Powwow-Tänzer, Oglala-Lakota-Powwow, South Dakota, 1987



Die amtierende »Miss Indian«, Taos-Pueblo-Powwow, New Mexico, 1987



Teilnehmer am Wounded Knee Memorial Ride, South Dakota, 1990/91



Teilnehmer am Wounded Knee Memorial Ride, South Dakota, 1990/91



Abschlusszeremonie beim Wounded Knee Memorial Ride, South Dakota, Winter 1990/91



Teilnehmer am Wounded Knee Memorial Ride in den Badlands, South Dakota, Winter 1990/91



Tipi, Oglala-Lakota-Powwow, South Dakota, 1987

HAMMER & AMBOSS 50 JAHRE ALTE SCHMIEDE

Kurt Neumann, Reinhard Urbach:
Das Potenzial der Weiterfassung zur Geltung bringen

Alfred J. Noll:
Die Banane an der Wand

Weitere Beiträge u.a. von:
Ilse Aichinger, Friedrich Cerha, Ann Cotten, Maša Dabić,
Stefan Gmünder, Andrea Grill, Josef Haslinger, Elfriede
Jelinek, Franz Koglmann, Konrad Paul Liessmann, Lydia
Mischkulnig, Kathrin Röggl, Karlheinz Roschitz, Franz
Schuh, Josef Schützenhöfer, Peter Strasser,
Armin Thurnher und Andrea Winkler

»Die Freiheit, in einem autonomen Raum intellektuelle Dis-
kurse aufzuführen, ohne dabei von einem Medium beherrscht
zu werden – auch so ließen sich Statut und Programmangebot
der Alten Schmiede definieren.«

Im gut sortierten Buchhandel oder per E-Mail:
info@alte-schmiede.at

Musikprogramm der Alten Schmiede 03/04 2026

Mittwoch, 4.3. Kammermusik: **Zum 100. Geburtsjahr von Francis Burt I: Renate Linortner & Koehne Quartett** • Mittwoch, 11.3. Improvisation: **vis-à-vis: Marina Poleukhina & Martin Brandlmayr** • Freitag, 13.3. Kammermusik: **Paisajes Interrumpidos: Hanne Jones Rekdal, Anna Koch & Roberta Lazo Valenzuela** • Mittwoch, 18.3. Im Fokus: **Detlev Müller-Siemens: Rudolf Leopold & Kaori Nishii** • Freitag, 20.3. Kammermusik: **farewell! Karl Markovics & œnm österreichisches Ensemble für Neue Musik** • Mittwoch 25.3. Im Fokus: **Alexander Wagendristel: Reconsil String Quartet** • Freitag, 27.3. Solo: **Bebungen/Echos: Maria Flavia Cerrato** • Mittwoch, 1.4. Kammermusik: **Erich Urbanner, seine Schüler*innen und Freunde: Iva Hölzl-Nikolova, Alexander Heil, Elissaveta Staneva-Vogl, Valentin Erben** • Mittwoch, 8.4. Kompositionswerkstatt: **Argo Kollektiv** • Mittwoch, 15.4. Solo: **Inner Voice - extended: Asja Valcic** • Freitag 17.4. Albumpräsentation: **Duo L'atome: Tomáš Novák & Laura Pudelek** • Mittwoch, 22. 4. Albumpräsentation: **Desktop Complete/Weites Land: Johannes Wohlgemant & Antonis Anissegos** • Freitag, 24.4. Kammermusik: **Factory of Bodies: Duo van Vliet** • Mittwoch, 29.4. Kammermusik: **FURIA: Duo Öhman/Kordzaia**

**Beginnzeiten jeweils 19.00 Uhr, freier Eintritt zu allen
Veranstaltungen der Alten Schmiede**

**Musikveranstaltungen zum Nachsehen
auf dem YouTube-Kanal der Musikwerkstatt
[@AlteSchmiedeMusik](#)**

Für Freiexemplare der Sichel senden Sie bitte ein ausreichend frankiertes und adressiertes Rücksendekuvert unter Angabe der gewünschten Stückzahl an die Redaktionsadresse: Alte Schmiede / Schönlaterngasse 9 / 1. Wien